

Joggeli : die Geschichte einer Jugend [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, Jak, Christoph**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 2

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XXXVII. Jahrgang

Zürich, 15. Oktober 1933

Heft 2

Inneres Licht.

Das Licht mit seinem hellen Schein,
Das Licht muß in uns selber sein.
Dann wird das Trübe rein wie Schnee,
Ein jedes Wort zum Sonnengruß,
Und leicht wie Vogel oder Reh
Wird uns der wandermüde Fuß.

Wenn uns kein Licht im Herzen wacht,
Dann wird der hellste Tag zur Nacht.
Das Feuer glüht — und gibt nicht warm,
Und ohne Gnade bleibt der Wein;
In Gold und Seide sind wir arm
Und noch bei Freunden tief allein.

Das Licht mit seinem hellen Schein,
Das Licht muß in uns selber sein —
Dann atmet jede Rose Luft;
Aufjubilend klingt's im Vogelruf,
Und widerklingt in unsrer Brust,
Daß Gott zur Freude uns erschuf!

Heinrich Anacker.

Joggeli.

Die Geschichte einer Jugend von Jak. Christoph Heer.

Nachdruck verboten!

(Fortsetzung.)

Großmütterchen.

Die Großmutter war eine schlichte Bäuerin, zugleich aber eine seltene Frau, die stets ein Sonntag von eigenartigen, schönen und großen Gedanken umgab, aus deren Fülle sie Joggeli gerne schenkte.

Sonnverfengt, schief und haufällig stand das Haus der Großeltern, von Obstbäumen umschirmt, neben der Arche Noah am Uferweg der Krug und blickte nach Friedlis schönem Garten hinüber, in dem die dunkeln Tannen standen, der Springbrunnen plätscherte und die Blumenbeete funkelten. Es war ein lebensvolles und trauliches Heim. Besonders bei Regenwetter

war es der Lieblingsaufenthalt der drei Brüder Sturm. In seinen schiefen, von bleigefakten, halbblinden Rundscheiben erleuchteten Kammern hatte sich ein Arsenal merkwürdiger Dinge angespeichert. Neben altehrenfesten Himmelbetten standen große, blumig bemalte Schränke, in denen verblichene Uniformstücke und abgelegte Trachten hingen, alte Wehr und Waffen lagen, in denen es aber auch allerlei Gedrucktes und Geschriebenes gab, alte Schul- und Gesangbücher, Pergamente, wohl meist Kaufverträge aus vergangenen Jahrhunderten, mit kunstvollen, fast handgroßen Staatsiegeln und angehängten Urkundenkapseln, dazu Hefte und

Examenschriften mit altväterischen Zierbuchstaben und die Liebesbriefe verschiedener Geschlechtsfolgen. Auf den Schränken türmte sich in Rollen die unverarbeitete Leinwand der Großmutter, und auf der Flur standen Tröge voll gedörrter Äpfel- und Birnenschnitz, Zwetschgen und Kirschen.

Für diese hatten alle drei Brüder Sturm die gleiche Liebe, im übrigen aber erfreuten sich die jüngeren Brüder besonders an dem, was von Metall war oder als Werkzeug dienen konnte, während sich die verderbliche Neigung Joggelis namentlich den alten Pergamenten und Papieren zuwandte. Von den Urkunden riß er die schönen roten Siegel, die auf einer zierlich gezackten Papierunterlage ruhten und in ihrem Gepräge die Gestalten dreier Heiliger wiesen, die ihre abgeschnittenen Köpfe auf den Händen trugen. Er betrachtete die Heiligen mit ehrfürchtigem Staunen, doch war die Freude daran kurz, die spröden Siegel zerbröckelten in seiner Tasche, nur das Vergnügen mit den Holzkapseln der Pergamente, die er gern als Käfige für Marienfäßer benutzte, dauerte etwas länger.

„Darf Joggeli die Kapseln haben?“ fragte die ordnungsliebende Susanna, der manchmal das schrankenlose Treiben des brüderlichen Dreiblattes zu viel wurde.

„Wenn er nur den Tierchen nichts tut!“ lächelte die Großmutter, und der Großvater, der viele Worte nicht liebte, sagte begütigend: „Laß ihn!“

Er war eine gedrungene, zähkräftige Gestalt und im Umgang mit den „Loben“, seinen Kühen, und mit dem mütterlichen Grund der Erde schweigsam geworden. Wenn er mit dem Morgenstern vom Lager stieg, weckte er die Hausgenossen mit dem frommen Psalm:

„Ich erhebe mein Gemüte
Freudig auf, mein Gott, zu dir.“

den er im breiten Bauerndeutsch sprach. Dann zündete er sein kurzes Pfeifchen an, schlug des Tages unzählige Male Feuer darein und legte es erst nieder, wenn er am Bett den Abendsegen sprach. Die Hausgenossenschaft aber bestand aus den Großeltern, der hübschen und gescheiten Tochter Susanna, die stets frisch wie eine Quelle war, und zwei ältern Söhnen, dem in sich gefehrten Mechaniker Jakob und dem fröhlichen Bauern Diethelm. Dazu kam ein geheimnisvoller Rostgänger, Anton, der Böhme, ein Fabrikdrehler von Beruf. Das lebte

alles still und friedlich nebeneinander hin. Der Großvater lenkte den Pflug mit nerviger Faust und ruhsamem Fleiß. Wenn eines der Tiere über die Stränge trat, so murrte er: „Hackerment, Hackerment, Fleck, wo hast du auch den Verstand!“ aber niemand hat ihn je ein Tier schlagen sehen, im Gegenteil, wenn ihn Sorgen drückten, ging er gerne zu den „Loben“ in den Stall, und wenn er daraus trat, zog er manchmal mit einem „Behüte Gott die Loben!“ den Hut. Einmal aber lachte er so laut und herzlich, wie er sonst in seinem Leben nie getan. Eines der Tiere hatte sich, von der Tränke kommend, in die Tenne verirrt und war über eine Bütte roten Weins geraten, die während der Reinigung eines Fasses dorthin gestellt worden war. Das Tier hatte von dem Wein getrunken und hüpfte in halb übermütigen, halb hilflosen Sprüngen. „Bleß, Bleß,“ lachte der Großvater, „jezt tußt du affurat wie einer, der zu lang' im Wirtshaus gegessen hat.“ Er selber gönnte sich das Vergnügen der Einkehr in die Schenke nur selten, weinfröhlich war er höchstens im Herbst, wenn die Nebel gesegnet gewesen waren. Dann wagte er mit der Großmutter ein Länzchen und sank darauf wieder in die tiefe Stille, die ihn das lange Jahr umgab, in eine Stille wie diejenige, die über seinem Lieblingsanblick schwebte. Das war ein Feld voll dreiblättrigen, blühenden Klee. Undächtig konnte er dabei stehen und ernsthaft fragen: „Joggeli, was meinst, möchte man nicht eine Lobe sein?“

Beim Großvater war für einen neugierigen Buben nicht viel zu holen als ein reichlicher Anteil vom Imbiß am Uferbord und ein freundliches Gewährenlassen in allen Dingen.

So durfte sich der unverständige Joggeli sogar an alten staatsmäßigen Kanzleibogen, an den zierlich verschnörkelten Examenschriften und an den Liebesbriefen steinalt gewordener Basen, wie er die Papierschätze eben grad in den alten Kammern aufstöberte, vergreifen. Auf die nicht beschriebenen Stellen malte er wintertagelang mit dem Bleistift, was ihm einfiel, mit Vorliebe krumme, in sich geschlossene Linien.

Manchmal aber wandten sich die Brüder der nützlichen Arbeit zu. Großmutter spann, das Mädchen furrte, am Ofen spulte der rot- und weißgefleckte Kater. Und draußen lag der Winterschnee. Da kamen die drei Buben ins Stüb-

chen. „Großmutter, wir würden gern Holz hacken, draußen friert uns aber an die Finger. Dürfen wir in der Stube sägen und spalten?“ Sie nickte verträumt. Die Brüder schleppten Holzstock, Sägbock, Astwerk und Reisig in die friedliche Wärme der Wohnung, hackten die Reiser, sägten die Äste, ließen die Späne fliegen und häuften die Bündel. Da erschien Susanna, das warmblütige Mädchen, unter der Türe und schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Dazu habe ich heute früh die Stube blitzblank gescheuert und bin auf dem Boden gekniet, bis es mich schmerzte!“ Ihre dunklen Augen blitzten. „Mutter, wie kannst du das dulden?“ Vor Ärger jagte sie die verzogenen Buben aus der Stube und warf ihnen in ihrer angestammten Lebhaftigkeit die Arbeit und die Werkzeuge nach.

„Ich habe es nicht einmal gesehen,“ sagte die Großmutter aufblickend und etwas verlegen. „Ich habe an die Vögel ohne Nester und an die Kindlein ohne Betten gedacht.“ Das war eine der geheimnisreichen Redensarten der Großmutter, die oft so tief in Gedanken versunken war, daß selbst der Lärm der drei Buben sie nicht daraus weckte.

Sie hatte in ihrem schweren Traum vielleicht wirklich an die Vögel und Kinder gedacht. Sie liebte diese wie jene und die ärmsten am meisten. Der bescheidene Wohlstand des großelterlichen Hauses beruhte auf einem kleinen Milchhandel, und die Kinder kamen am Morgen und am Abend gern in die Küche der gütigen Frau, die ihnen beim flackernden Kienspanlicht, beim Herd- oder Ofenbrand den Bedarf an Milch aus einer rötlich glänzenden Kupfergelle zumaf. Jedes erhielt seine Dreingabe und ein paar Äpfel, besonders gut ging es natürlich den Brüdern Sturm, sie durften aus ihren irdenen Schüffeln so viel von der frischen süßen Milch schlürfen, als ihnen eben gefiel, doch auch manches fremde, blaßwangige Kind erfuhr die Güte der Großmutter. Sie zählte die „Schöpfer,“ die sie in den dargereichten Topf goß, „einen“, „zwei“, „drei“ bis auf „sechs“.

Dann fiel ihr wohl Susanna ins Wort: „Mutter, es sind ja sieben oder acht.“

„Vor mir und dem Herrgott sind's aber ganz bestimmt nur sechs,“ lachte die ertappte Wohltäterin, die durch ihre Freigebigkeit manchmal in Verlegenheit kam.

Dann mußte Susanna, damit noch die zuletzt anlangenden Kunden befriedigt werden konnten, in die benachbarten Bauernhäuser eilen, um Ersatz für die zu viel verteilte Milch zu schaffen, und die kluge Tochter machte der Mutter in frischer Lebendigkeit Vorstellungen, aber die alte Bäuerin sagte würdevoll: „Wer wollte so scharf rechnen! Siehe, Susanna, mein Haus ist nicht mein Haus,“ und mit der stillschweigenden Zustimmung des Großvaters, der seinem Weibe stets mit herzlicher Achtung begegnete, blieb sie die stille Freundin der Armen und der Tiere.

Für die Vögel trug sie stets Leckerbissen mit sich, Sämereien und Kürbiskerne; wo die merkwürdige Frau wandelte, begannen sie in den Zweigen zu schlagen, flatterten sie hernieder, umkreisten sie und flogen auf ihren Weg. Sie sah es nicht gern, wenn die Garben ganz ausgedroschen wurden, sondern wollte, daß die Vögel des Himmels noch ein paar Körner aus den Ähren zu picken fänden, und im Winter schritt sie mit einem Körbchen voll frischer, warmer Erdäpfel durch den qualmenden Morgen und zerdrückte sie für die krächzenden Raben, die ihr beinahe auf die Hände flogen.

Joggeli und seine Brüder hätten aber die Vögel gerne gefangen. „Dann müßt ihr ihnen halt Salz auf den Schwanz streuen,“ lächelte die Großmutter mit jenem sonnigen Humor, der zuweilen ihr runzeliges Gesicht verklärte. Umsonst strichen sie aber hinter den gelben Ammern her, das Rezept bewährte sich nicht. Da zeigte ihnen der fröhliche Vetter Diethelm, wie man Meisen, Distelfinken und Rotkehlchen in selbstgebauten Schlägen fängt, und die Knaben bevölkerten den Raum zwischen den Doppelfenstern der großelterlichen Wohnung mit der lustigen gefiederten Welt. Sie machten aber die Rechnung ohne Susanna, der die Sauberkeit ihres schlichten Stübchens über alles ging.

„Ich habe nur ein wenig gelüftet,“ erzählte sie mutwillig, „da flogen eure Vögel gleich aus.“

„Ich habe es ihnen doch so gut bereitet,“ sagte Joggeli, öffnete den Flügel des Fensters und spähte hoffnungsvoll, ob die Durchgänger nicht wiederkehrten. Vergebens! „Die Vögel sind doch die undankbarsten Geschöpfe unter der Sonne,“ zürnte er.

„Nein, Joggeli,“ erwiderte die Großmutter mit schönem Ernste, „sie sind die freiesten der Wesen. Sie sterben lieber vor Hunger, als daß

sie gefangen sind. Darum verehere ich die Vögel."

Nun war auch Joggeli voll Bewunderung für die Vögel.

Die gleiche erbarmungsvolle Liebe wie für die Vögel befeelte die Großmutter für die gesamte Tierwelt. Es war Susanna einmal gelungen, mit geröstetem Speck eine Maus zu fangen. „Da wird sich Maudi, der Kater, freuen," sprach die Tochter; die Mutter aber nahm ohne ein Wort die Falle, trug die kleine Gefangene in die Scheune und gab ihr die Freiheit. „Wenn sie auch ein wenig Korn nascht," sagte sie entschuldigend, „wir sind in der letzten Stunde vielleicht doch auch froh, wenn ein Mäuslein bei Gott ein gutes Wort für uns einlegt." Wenn eines ihrer Haustiere getötet werden mußte, so verlegte die Großmutter, um nicht Zeugin der Schlächtereie zu sein, auf diesen Tag einen lang versprochenen Besuch bei Verwandten in Nachbardörfern. Sie glaubte sogar an die Seelenwanderung. Mancher harte Fuhrmann, der sein Pferd schlug, stuzte, wenn ihm die Frau in edlem Bornmut begegnete: „Denkst doch einmal, daß Ihr wahrscheinlich schon ein Roß gewesen seid und wohl wieder eins werdet!"

So sang und klang es um die Großmutter von seltsamen, ungewöhnlichen Gedanken, und das war um so auffälliger, als sie neben der Bibel nicht viel las.

Ihre Welt war die freie Natur, sie sprach darüber gern tief und geheimnisreich, das Hauswesen aber überließ sie der flinken Susanna, und von den häuslichen Beschäftigungen liebte sie nur das Spinnen. Ihre Hände waren von der Arbeit in Reben und Feld verkrümmt, ihre Nägel so hart, daß sie damit Schosse abkneifen konnte; die Sorgen des Lebens hatten ihr Antlitz tief gefurcht, aber ihr rabenschwarzes Haar nicht gebleicht und aus den dunkelglänzenden Augen leuchtete ein gütiger und lebhafter Geist, der sich nie ganz in die eifrige Arbeit verlor, sondern stets bereit war, sich aus dem Tageswerk zu den Sternenhöhen zu erheben.

Darum hatte sie so viel zu denken.

Was Wunder, wenn Joggeli, der treue Begleiter der Großmutter, manchen hellen oder dunklen Ton aus ihrem Seelenkreise aufgriff und sich auf seine Art zurechtlegte.

Frühling! Am Himmel zogen die Wolken, und im Garten der Großmutter blühten die

weißen Lilien und die staatsmäßigen Kaiserfröhen.

„Sieh doch, wie die Wolken gleiten," sagte Joggeli.

„Und was denkst du bei ihrem Fahren?" fragte die gemütvolle Frau.

Da staunte sie das Büblein an: „Ich weiß nicht, was man dabei denken soll!"

Die Großmutter aber lächelte: „Joggeli, sieh, die Wolken sind die silbernen Schiffe Gottes. Er hebt sie aus dem fernen Meer, er leitet sie über Tal und Berg, bis in ein fernes Land, das nach Regen dürstet. Und wenn ich sie am blauen Himmel ziehen sehe, so denke ich: Aha, Gott ist auch bei der Arbeit. Und dieses Wissen tut mir beim eigenen Werke wohl."

Das schien nun Joggeli schön, friede- und geheimnisreich, ihm war, ein lichter Schein umgebe sein runzeliges Großmütterchen.

Wie gut gefiel ihm die Sitte, daß sie, ehe sie zur Ruhe ging, lautlos auf ein Viertelstündchen das Haus verließ und zu den Gestirnen schaute. Sie wollte dabei einsam und ungestört sein, aber wenn sie, wie es manchmal geschah, Joggeli vor ihrem einsamen Gang der Mutter zuführte; sprach sie mit ihm wunderlich über die Dinge der Nacht. Sie stand auf dem Wege still: „Hörst du das leise Summen und Klingeln in der Luft? Das ist das Tosen des Rheinfalles, wenn, wie jetzt, der Rheinwind weht, so summt er die Stunden weit bis in unsere Reben und Felder."

Joggeli aber überdachte es mit andächtiger Freude, daß über seine stille Heimat Rheinrauschen gehe.

Denn dem kleinen Buben schon, der von den Mädchen das Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" unzählige Male und stets mit dem gleichen Entzücken singen gehört hatte, war der Rhein etwas Großes und Verehrungswürdiges.

Besonders gern sprach die Großmutter von den Sternen und Sternbildern.

„Und jedes kleine Bübchen und jeder große Mann hat seinen Stern."

Da konnte Joggeli nicht genug mit seinem inneren Ohre lauschen.

Wenn ein Stern fiel, seufzte sie: „Ist jetzt wohl eine Seele verloren gegangen?"

Bange fragte Joggeli: „Wie kann auch eine Seele verloren gehen?"

„Ich weiß halt nicht, was geschehen ist," er-



Alter Bettler. Nach einer Radierung von Georg Jahn.

widerte die Großmutter. „Es ist vielleicht einem Burschen, der bisher brav gewesen ist, das Stehlen zu Sinn gekommen, oder es hat ein Mädchen, das in der Welt wandert, das Gelübde vergessen, das sie beim Abschied in die Hand der Mutter legte, und rauft sich jetzt in einer einsamen Kammer das Haar.“ Die Greisin sprach es voll ernstestem Mitleides, Joggeli aber schauerte und glaubte sich umgeben von Wundern, Erde, Luft und Himmel seien davon voll.

Wenn in der Sommerdämmerung die Heimchen zirpten, die Fledermäuse flatterten, spähte Joggeli an den Horizont, ob der blaue schöne Stern, den er für den seinen hielt, noch über der Backenlinie des alten Schlosses durch die Tiefe des Himmels ziehe. Wenn er auf der Krug eine Forelle erfrevelt hatte, wagte er kaum nach dem Stern zu sehen. Doch siehe, das zauberische Lichtlein wanderte noch, er war noch nicht verloren. Und Joggeli empfand die Güte Gottes inbrünstig.

Besonders gern lauschte er den Bauernregeln, Sinnsprüchen, religiösen und weltlichen Liedern, mit denen die alte Frau ihre Hantierungen umgab. Manchmal strömten ihr Gedichte und Erzählungen nur so zu, sie begann: „Zu der Zeit, als die Vögel noch haben reden können . . .“ Auch die Streiche Till Eulenspiegels erzählte sie Joggeli, doch erging sie sich mit Vorliebe in erhebenden Gedanken. Ihr Lieblingslied war

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß.“

Sie sprach es in getragenen Bauerndeutsch wie ein Gebet, als sei sie ganz durchdrungen von der Heiligkeit der Strophen.

„Großmutter, kommen die Lieder vom Himmel?“ fragte Joggeli, der sich gerade vom Wohlklang dieser Verse ergreifen ließ.

„Sie mögen schon vom Himmel stammen,“ erwiderte die Großmutter mit einem feinen Lächeln über die sonderbare Frage. „Das Lied von den Tränen aber hat zuerst ein alter blinder Harfner gesungen, da hat ihm ein weiser und gelehrter Mann zugehört, und weil ihm das Lied gar fromm erschien, hat er es in die Bücher aufgenommen.“

„Du hast es also aus den Büchern,“ forschte Joggeli weiter.

„Ich bin,“ erzählte die Großmutter, „als Jungfrau Magd bei der Frau Schultheiß in der Stadt gewesen. Und die beiden Jungherren des

Hauses gingen eben um diese Zeit auf das Gymnasium. Wenn sie etwas auswendig zu lernen hatten, so kamen sie zu mir in die geräumige, freundliche Küche und sagten artig: ‚Susanna, seid so gut, überhört uns die Aufgaben.‘ Wie gerne ich’s tat! Da habe ich mit den Jungherren, die mir ergeben waren, manches Feine und Gelehrte gelernt. Darunter auch dieses schöne Lied.“ Inniges sonniges Jugendgedenken flog um die verwitterten Züge der alten Frau und in einer Heiterkeit, wie man sie selten an ihr wahrnahm, begann sie von wohl vierzig Jahren her Gedichte in fremden Lauten aus dem Gedächtnis herzusagen, und vielleicht umfingen den Buben Verse der Aeneide und Odyssee, doch geschah das selten, nur wenn die Großmutter in der hellsten Stimmung war, denn sie selbst hatte eine scheue Ehrfurcht vor den fremden Liedern, und wenn der Enkel sie über ihre Kenntnisse anstaunte, griffen ihre Hände liebevoll nach seinem kurzgeschorenen Kopf: „O Joggeli, Joggeli, mache dir nicht so viel Sorgen, es kommt im Leben und Sterben nicht auf Römisch und Griechisch an, sondern auf den Frieden im Herzen.“ Sie hatte, so oft sie von ihrer früheren Magdstellung sprach, den Frieden der Seele. Sie stand vom Spinnrad auf, sie langte aus dem holzvergitterten Schrank der Stube den edlen Porzellansehak, auf dem Blumen, Schmetterlinge, Käfer und Vögel bunt und zierlich abgebildet waren, sie konnte sich mit lieblicher Freude an dem einzigen Überfluß ihres schlichten Heims und erzählte: „Als die alte Frau Schultheiß starb, gaben mir die Jungherren zum Dank, daß ich so fleißig mit ihnen gelernt hatte, das feine Geschirr, die Platten, Teller und Täßchen. O, es war eine schöne Zeit!“

Joggeli aber quälte sich in Sorgen, ob er auch einmal so vieles und Schönes und Fremdes lernen könne wie die Jungherren in der Stadt, eine weite Sehnsucht erfüllte ihn, und nur um von der Großmutter schöne Lieder zu hören, trieb er manchmal das Spiel zu weit.

„Großmutter, ich weiß es, du bist die zweite Frau des Großvaters, wenn ihr nun alle einmal gestorben und im Himmel seid, mit welcher geht er dann?“

„Bub, Bub,“ zürnte die Großmutter strafend, „weißt du auch, was der liebe Gott getan hat, ehe er die Welt erschuf?“

„Rein,“ erwiderte Joggeli treuherzig.

Da lachte Großmütterchen schon wieder verjöhnt: „Er hat für törichte Buben, die ihre Großmutter mehr fragen, als sie beantworten kann, Nuten geschnitten.“

„Wer hat dir auch das gesagt?“ fragte der verwunderte Foggeli.

„Das steht bei Doktor Martin Luther,“ scherzte die Großmutter.

„Ich meine aber nicht die Nuten,“ bettelte Foggeli, „sondern das Lied, du weißt, Großmutter, das Lied von den himmlischen Gestalten.“

Verständnisvoll blickte sie Foggeli an, lächelte, ließ die Arbeit und sprach:

„— Jene himmlischen Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.“

„O, das ist schön,“ sagte Foggeli, der sich auf einen Schemel niedergehockt und die Hände gefaltet hatte. Ohne daß er es wußte, umströmten ihn die Lieder der seltenen Bäuerin mit den edelsten Gebilden deutschen Schrifttums, und ob er sich auch mehr an den Klang der Worte hielt, als daß er ihre tiefe Sinnbedeutung verstand, lebten sie in seiner Seele fort und fort. Die alte Frau aber, hat sie den Namen Goethe gekannt? — Vielleicht, vielleicht auch nicht.

Ihre Lieblinge waren besonders auch die fahrenden Leute, reisende Handwerksburschen, Bettler und Zigeuner, und so war ihr Haus nicht nur durch die eigenen lieben Bewohner, sondern auch durch die Menge der fremden Gäste belebt, die sein Obdach für längere oder kürzere Dauer in Anspruch nahmen. Den Landstreichern wies sie, nachdem sie ihnen Pfeifen, Feuerstein und Bündelschwamm abgenommen hatte, den Heustock als Nachtquartier an, den Handwerksburschen aber ein ordentliches Bett.

Mit jedem sprach sie über Heimat und Wanderschaft, bis sie ihn mit der Frage überraschte: „Wann habt Ihr Vater und Mutter zum letzten Male geschrieben?“ Da wurde mancher sonst rechtschaffene Bursche rot und verlegen. Sie aber reichte ihnen das Schreibzeug und sprach ihnen zu, bis ein Brief zustande kam. Aus dem alten Bauernhaus an der Krug haben manche bekümmerten Eltern in weiten Landen von einem verschollen geglaubten Sohn ein Lebenszeichen und Nachricht erhalten und gewiß stand auch in einem der zögernd begonnenen Briefe: „Heute bin ich bei einer besonders guten Frau eingekehrt.“

Und da jede Guttat Zinsen trägt, so hat zwar nicht die Familie des Großvaters, aber doch der Enkel von den fremden Gästen einige Eindrücke empfangen, die mit anderen feinen Sinnen und Denken bestimmten. Ein Fahrender entdeckte später sogar, wozu Foggeli Talent habe und einmal tauglich sein würde.

Der stärksten Ströme einer ging jedoch von dem geheimnisvollen Wesen der Großmutter auf den Enkel über, aus ihren Worten und Liedern entwickelte sich in ihm ein bohrender Forschertrieb, und wie weit sie ihm auch mit Scherzrede und freundlichem Ernst entgegenkam, so war ihm doch, die Denkerin gebe sich nicht aus, sondern behalte viele große und schöne Geheimnisse für sich. Darum suchte er den Zusammenhang der Dinge, die in seinem Sehbe-
reiche lagen, auf eigene Faust zu ergründen, und da er die Gedanken der Großmutter oft zu wörtlich, Scherz für Ernst, dichterische Bilder für Wirklichkeitsmünze nahm, fiel er, ein kindlicher Tor oder kleiner Philosoph — wie man grad will —, auf die absonderlichsten Vorstellungen.

(Fortsetzung folgt.)

Morgen.

Und immer wieder kommt der Tag,
und jeder junge Morgen hält
mit seinem frischen Atemschlag
die neugewordne, große Welt.

Und Knaben sammeln sich zum Lauf
in eine unbekannte Welt,
und junge Mädchen blühen auf
und warten, daß der Schleier fällt.

Die Männer sind schon an der Tat
und ziehen mit Frauen ihre Bahn.
Sie pflanzen eine junge Saat
und viele neue Morgen an.

Johanna Böhm.